

(Nachdruck verboten.)

18] Die Brüder Zenganno.

Von Edmond de Goncourt.

Newsome hatte das Brüderpaar mit einer Gage von zehn Pfund Sterling wöchentlich engagiert, und Gianni und Nello, jetzt der Gesellschaft einberleibt, lebten in ziemlich gutem Einvernehmen mit ihren Kollegen. Die Männer waren gute Kameraden, mit einem bißchen britischer Steifheit. Die Damen, durchweg anständig und sämtlich Familienmütter, waren „sanft wie Schafe“; nur an gewissen Tagen, unter dem Einfluß einer durch den „Gin“ hervorgerufenen Erregtheit, oder wenn Nordost-Wind wehte, fingen diejenigen unter ihnen, welche sich nicht leiden konnten, wohl an, mit einander zu bogen. Es waren das dann nicht französische Frauenkämpfe, bei denen mehr Beleidigungen und zerrißene Hüte fallen, als Schläge, sondern ganz wirkliche, veritable Borduelle, nach denen die Besiegte zuweilen vierzehn Tage im Bett liegen mußte.

Im Grunde genommen hatten die Brüder ihr früheres Reiseleben in Frankreich quer durch die drei Königreiche wieder aufgenommen, allerdings unter besseren Bedingungen und in einem Lande, das den körperlichen Künsten ein größeres Interesse entgegenbringt. In England, wo das Eintreffen eines Zirkus in den kleinen Städten ein Ereignis ist und der Zirkus des Personals mit seinen Pferden, seinen Schaustücken, seinen Käfigen mit wilden Tieren durch die Straßen der Stadt die Einwohner wie an einem Festtage die Läden schließen läßt, wurden die graziosen Produktionen Gianni und Nellos mit Begeisterung aufgenommen und begannen ihren Einfluß auf die Geschäfte des Zirkus zu üben.

Von Zeit zu Zeit bewilligte ihnen Newsome, um die beiden beliebten Künstler an sich zu fesseln, eine jener Benefizvorstellungen, bei denen die Benefizianten von Haus zu Haus gehen, um die Willets zu offerieren und eine solche Vorstellung pflegte ihnen fünf bis sechs Pfund auf ihr Teil zu bringen. Und der Name der beiden Clowns, der Künstlername, den sie drüben angenommen, glänzte auf den Zirkusaffichen in den größten Lettern, gedruckt in der rötesten Druckfarbe, die Großbritannien darbot.

Trotz der günstigen Aufnahme indes, welche ihre Produktionen bei den Engländern gefunden, und trotz des Ruhmes, der sich um ihren Namen verbreitete, regte sich doch der junge Franzose in Nello und begann, Englands überdrüssig zu werden. Sein romantisches Temperament und das Blut seiner Vorfahren aus heißen Ländern in ihm, ließ ihn allmählich an dem Nebel Großbritanniens genug haben, genug an seinem grauen Himmel, seinen verräucherten Häusern, seiner Atmosphäre von Kohle und Staub, die alles durchdringen und es auf den ersten Blick selbst an Silbermünzen, gleichviel ob sie auch im Geldschrank verschlossen gelegen, erkennen lassen, wenn sie einige Jahre hindurch sich in diesem Lande des traurigen finsternen Kohlenstaubes befunden haben. Er war des englischen Geizens müde, der Speisen, der Getränke, der Sonntage, der Männer und der Frauen der drei Königreiche. Außerdem begann er, ohne sich gerade krank zu fühlen, leicht zu husten, und dieser Husten, obgleich er durchaus nichts Beunruhigendes hatte, erweckte in Gianni eine traurige Erinnerung: die Erinnerung daran, daß ihre Mutter an der Schwindlust gestorben war.

Nello war, ohne daß auf den ersten Anblick eine frappante Ähnlichkeit ins Auge gefallen wäre, doch ganz das Abbild seiner Mutter. Ihr jüngster Sohn hatte viel von ihrer Gestalt, und ein wenig von dem Weiblichen der Zigeunerin: lag über den ganzen männlichen Gliederbau des jungen Clowns ausgebreitet. Was sein Gesicht betraf, so war es zwar durchaus nicht dasselbe, aber dennoch rief Nello trotz seiner weißen Haut und mit seinen sinnenden dunklen Augen, seinem kleinen lächelnden Munde, seinem Schnurrbart blond wie Hans, der sanften Anmut des ganzen Antlitzes die Erinnerung an das Gesicht der Mutter wach, durch die Nuance einiger Rüge, den Schnitt einer Kontur, durch das physio-
gnomische Je ne sais quoi eines Blickes, eines Lächelns,

einer Miene des Stolzes, durch tausend Kleinigkeiten, welche in gewissen Momenten, bei gewissen Bewegungen des Kopfes, bei einer bestimmten Beleuchtung in ihm die verschönert wieder aufgelebte Stepanida erblicken ließ, nicht anders als ob der Sohn das getreue Ebenbild der Mutter gewesen wäre. Da geschah es denn wohl, daß Gianni in den langen Stunden, welche die Brüder auf der Eisenbahn zubrachten, umgeben von Kollegen, die eine andere Sprache sprachen, unter dem Einfluß von Erinnerungen, die ihm in dem Hinträumen einer endlosen Reise kamen, seine Blicke sinnend auf Nello festete, um sich für einige Augenblicke der Illusion hinzugeben, daß seine Mutter zurückgekehrt sei, daß er sie wiedersehe.

Eines Tages, als die Gesellschaft Newsomes von Dorchester abgereist war um nach Newcastle zu gehen, hatte Gianni den Bruder sich gegenüber im Waggon, schlummernd den Kopf zurückgelegt, den Mund geöffnet und von Zeit zu Zeit leicht hustend, ohne daß der Husten ihn erweckte. Der Abend nahte, und mit dem sinkenden Tage fielen Schatten auf die Augenhöhlen Nellos und auf sein mager gewordenes Antlitz, abendliches Dunkel in seine Nasenlöcher und die Oeffnung seines Mundes. Gianni, dessen Blicke auf dem Bruder weilten, empfing den Eindruck, als sehe er den Kopf der Mutter, wie sie schlummernd auf den Kissen der Marinogotte ruhte.

Kurz entschlossen weckte er Nello.

— „Bist Du krank?“

— „Nein doch!“ machte Nello mit einem leichten Frösteln, „Nein —“

— „Ja wohl! . . . Hör mich an, Bruder . . . ! Ah, meiner Treu, es bleibt mir nichts anderes übrig . . . Ich habe unnötigerweise zwei Jahre geosfert wegen des Aufzuges an einem Handgelenk . . . Professor Brady, der Gymnastiker in New York, hat es darin nur bis auf sieben Aufzüge gebracht, ich mache jetzt deren neun, wie Du weißt . . . Aber ich weiß noch nicht, was Du darin leisten könntest . . . und dasselbe ist mit dem Tragen des Körpers in der Luft zwischen ganz ausgestreckten Armen, das bisher nur die Künstler auf Kuba machen. Nun gut; dieser Tage glaubte ich, die Idee zu einem neuen Apparat gefunden zu haben, einem Apparat, sage ich Dir . . . aber im letzten Augenblick, hol's der Henker, sah ich, daß das Ding nicht ging, die Sache unausführbar war. — Was ich hier wollte . . . um was es sich handelte . . . Du mußt mich recht verstehen, Bruder . . . war, zu dem, was wir jetzt machen, etwas Neues erfinden, eine neue Produktion — aber wirklich neu, nicht etwas Gewöhnliches . . . He, was meinst Du? Das wäre so etwas gewesen, um damit in Paris im Zirkus herauszukommen!“

— „Gut, warten wir also noch.“

— „Nein! England behagt Dir nicht . . . Du hustest . . . zum Wetter, ich will nicht, daß Du hustest! . . . vorwärts also, gehen wir nach Frankreich! . . . Unser Erfolg dort wird ein bißchen weniger schmeichelhaft sein — pah! was tut's! Seinerzeit . . . und es müßte mit dem Teufel zugehen, wenn diese Zeit nicht käme . . . wird man die Sache schon beim Wickel haben! Gib mir nur noch einen Monat, sechs Wochen . . . das ist alles, um was ich Dich bitte.“

In Nellos Mißlaune in diesen englischen Kreisen brachte der Eintritt eines französischen Prestidigitateurs, welchen Newsome engagierte, eine kleine Erleichterung. Es war ein junger Mann von entschieden vornehmen Allüren, von dem ein dunkles Gerücht wissen wollte, daß er nie wieder nach Frankreich zurückkehren dürfe: er sei, hieß es, ein Sohn aus vornehmerm Hause, der sich zu falschem Spiel hatte verleiten lassen, um das gewonnene Geld einer Dame von Stande in den Schoß zu schütten, in die er sichtlich verliebt war. Zwischen den beiden aus Frankreich Exilierten entspann sich ein näherer Verkehr, ein melancholisches aber wohlthuendes Freundschaftsverhältnis, in welches auch der mittätige stille Teilnehmer des jungen Edelmannes mit eingeschlossen wurde: eine arme einjame Taube, der die Rolle zufiel, allabendlich von ihm eskamotiert zu werden, und welche in diesem Beruf und ihrem dunklen Leben in den Tiefen der Modtaschen des Zauber Künstlers ihre lebenswürdige Grazie, ihren Frohsinn und ihre muntere Beweglichkeit verloren hatte, so daß sie,

stets regungslos und mit ungeputzten Federn dasitzend, einem schlecht geschnittenen Vogel von Holz gleich.

Zu der Zeit aber, als im Sommer das Wohlsein Nello sich wiederherzustellen begann und er sich beinahe wieder fröhlich dem Aufenthalt in England hingab, sah der geschäftsführende Direktor der Deux-Cirques von Paris auf seiner Tour, die er alljährlich durch England machte, um neue Kräfte, die man in Frankreich noch nicht kannte, für sein Institut zu gewinnen, die beiden Brüder in Manchester arbeiten und engagierte sie für die neu beginnende Saison des Cirque d'hiver, Ende Oktober.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Die Buchbindekunst der alten Meister.

(Eine Ausstellung alter Einbände im Deutschen Buchgewerbe-Museum zu Leipzig.)

Ein Buch ohne Einband ist wie ein Mensch ohne Obdach. Wer mag geliebte Menschen ohne Obdach wissen! So gönnt der rechte Bücherfreund jedem Buche, das ihm wert ist, seine schützende und wohl auch schmückende Hülle. Das Mittelalter hat schon die Buchbindekunst gepflegt, ja in der Anfertigung kostbarer Einbände war es uns sogar weit voraus; aber weniger der Buchbinder als Goldschmiede- und Elfenbeinschnitzer haben jene älteren Einbände hergestellt, und diese Anwendung der vornehmsten Techniken auf die Buchhülle erklärt sich ohne weiteres aus dem unergleichlich höheren Werte der handgeschriebenen Bücher jener Zeit. Fürstenthöfe, Kirchen und Klöster waren ihre glücklichen Besitzer, und nannte einmal ein gelehrter Privatmann solch einen Band sein eigen, so pflegte er ihn wohl mit einer starken Kette, die den größten Hund hätte halten können, an sein Pult zu schließen. Nicht indes von diesen „Mönchsbinden“, die mit ihren Wunden, Schließen und Beschlagstücken einem soliden Handteller unserer Tage an Größe und Gewicht nichts nachgeben, soll hier erzählt werden; lebendigen Wert hat für uns nur die Buchbindekunst, wie sie sich seit Erfindung des Buchdrucks, mit dem Wassen, dem Verlegerbände entwickelt hat, und gerade über diese ihre neuzeitliche Entwicklung gibt zurzeit eine große Ausstellung älterer Bucheinbände aus drei Jahrhunderten (vom Ende des 15. bis zum Beginn des 19. Jahrhunderts) im Deutschen Buchgewerbe-Museum zu Leipzig sehr interessante Aufschlüsse.

Das Regal ist der Sarg des alten, üppigen Metall- und Elfenbeinschmuckes am Bucheinband. Von dem Augenblick an, da gedruckte Bücher in die Welt hinausgingen und jeder wohlhabende und gebildete Mann sich so viele sammeln konnte, daß nicht mehr das Pult, sondern ein Bücherregal den geeigneten Aufbewahrungsort für die Bibliothek bildete, mußte mehr und mehr der Bierat der nebeneinander gestellten Bücher auf einen reinen Flächenschmuck zusammenschrumpfen. Leder, auf Holzdeckel und später auch auf Pappe gezogen, wird nun das Grundmaterial jedes Bucheinbandes. Man sieht einige sehr alte Ledereinbände auf der Leipziger Ausstellung, in die noch einfach mit dem Messer Ornamente und figürlicher Schmuck eingeritzt sind; diese älteste Technik der Lederbearbeitung wird aber bald von der Lederpressung, der sogenannten Blindpressung (ohne Farbe) fast ganz verdrängt. Die verschiedenen alten Presswerkzeuge fehlen auf der Ausstellung nicht; da ist, einem Spieß nicht unähnlich, das Streicheisen, das nach gehöriger Erwärmung dazu dient, in das angefeuchtete Leder gerade Rahmenlinien zu ziehen; dann wurden kleine Handstempel mit eingeschnittenem Muster benutzt, das mühselig in so und so viel Wiederholungen auf den Lederdeckel gepreßt wird, und als praktische Vereinfachung dieser Technik kommt die Rolle auf, die man bei kleinen Buchbindern wohl heute noch findet. Das sich fortgesetzt wiederholende Ornament eines Schmuckstreifens ist in die mit Holzgriff zu lenkende Metallrolle eingeschnitten, und so läßt sich in einem Zuge ein ganzer Ornamentband aufs Leder ziehen. Daß da die Muster bei den Querleisten auf der Seite lagen, daß sie in den Ecken übereinander gedruckt wurden und an den Enden oft unvermittelt abbrachen („Loklaufen“ nennt es der Fachmann), störte unsere alten Meister wenig. Die Wirkung der verschiedenen Blindpressungstechniken, zu denen sich schließlich auch der große, die ganze Wandfläche deckende Plattenstempel gesellte, ist stets eine vornehmrufige; die ohne Farbe eingedruckten, schlicht konstruktiven Ornamente heben sich nur durch ihren dunkleren Glanz vom Ledergrunde ab. Für den echten alten deutschen Bucheinband ist die prunklose und billige Blindpressung lange typisch geblieben.

Die vergoldete und farbige Buchhülle der neueren Zeit ist über Ungarn und Italien vom Orient her ins Abendland gekommen. Der orientalische Buchbinder folgte nur seinem eigenen Gefühl und dem Geschmack seiner Stammesgenossen, wenn er selbst ein so schlichtes Ding wie das Buch in ein sehr phantastisches Gewand kleidete. Die Goldpressung war im Orient eine

längst geübte Technik; das Leder wird, nachdem meist das Muster schon blind vorgeedruckt worden ist, mit Eiweißpulver eingestäubt und das darüber gelegte Goldblatt wiederum mit Handstempeln und wohl auch mit feinen Rollen fest eingepreßt, worauf das überschüssige Gold abgebürstet wird. Neben den vollen, den leeren (d. h. nur umrissenen) und schaffrierten Handstempeln, wie sie im Orient benutzt wurden, sieht man auf der Ausstellung des Deutschen Buchgewerbemuseums auch orientalische Plattenstempel, die aus sehr wertwürdigem Material, nämlich harter Kamelshaut, gefertigt sind. Außer durch die Goldpressung erhöhte der Buchbinder des Orients den Farbenreiz seiner Einbände durch Hinterlegung der feingeschnittenen Lederornamente, mit farbiger Seide; endlich stand ihm in den schönen Lederarten der Saragenen das denkbar edelste Material zur Verfügung, nardiges Ziegenleder, Korduan oder Maroquin (nach Kordoba und Marokko) genannt, und kräftiges Esel- oder Maultierleder, Chagrin genannt, weil vom Rücken (türkisch „zagri“) genommen. In der Ornamentik neigt die Phantasie des Orientalen, wie überall, so auch auf seinen Bucheinbänden leicht zur Ueberladung; die starke ornamentale Betonung der Mitte und der vier Ecken des Buchdeckels ist uns vom Orient überkommen, und manche allzu aufdringliche Buchverzierung mag bis in unsere Tage darauf zurückzuführen sein. Aber orientalisches ist auch mehr als eine der entzückenden einzelnen Schmuckformen, die noch heute in der Buchbindekunst mit Recht verwendet werden, insbesondere die sogenannte Maureske, ein phantastisches Geflecht zarter Linien mit stilisierten Blatt- und Blütenansätzen.

Der venetianische Buchhändler Aldus Manutius und der Ungarökönig Matthias Corvinus haben zuerst die orientalischen Neuerungen übernommen und verbreitet. Corvinus (1458—1490) war wohl der erste große Bibliophile; da aber bei der Eroberung Ofens durch die Türken seine Bibliothek zerstört oder zerstreut worden ist, so sind die „Corvinen“ außerordentlich selten. Für die Leipziger Ausstellung hat die königliche Bibliothek zu Dresden einen der kostbaren ungarischen Lederbände hergeliehen. In der Entwicklungsgeschichte der Buchbindekunst von weit größerer Bedeutung sind die gebiegenen Einbände des hervorragenden italienischen Verlegers Aldus Manutius; die sogenannten „Aldinen“ haben den Golddruck, wenn auch zunächst in sehr sparsamer Verwendung, und die orientalischen Schmuckformen über ganz Italien verbreitet, sie stellen zugleich den Anfang der italienischen Renaissance-Buchbindekunst dar. Leicht läßt sich ihre weitere Entwicklung an der Hand der zahlreichen ausgestellten italienischen Einbände verfolgen: sogenannte Bandrahmen, jeder aus zwei parallelen Goldlinien gebildet, erscheinen zunächst zu zweien, laufen ein paarmal verjüngt am Rande der Buchdeckel entlang (Vorder- und Rückdeckel sind gleicherweise geschmückt), während den Titel im Mittelfeld der Vorderseite einige Mauresken umranken; dann mehrten sich die Bandrahmen, überziehen auch in Form von Ranken und Dreiecken vielverschlungen die Einbandsfläche, schweifen in Kurven aus und wenden sich in immer stärker gekrümmten Bögen, bis sich schließlich der volle Charakter des reliefartig wirkenden Rollwerkes ausprägt, das für unser Empfinden aus dem Rahmen des reinen Flächenschmuckes, wie ihn der Bucheinband der Neuzeit verlangt, fast schon herausfällt. An zwei Namen besonders ist diese Entwicklung geknüpft, an Tommaso Maioli, den italienischen Meister, und an Jean Grolier de Servin, den berühmten Bibliophilen, der als Schatzmeister des französischen Heeres ein Vierteljahrhundert lang in Italien gelebt hat. Die üppige Formenfülle der Grolierbände erscheint häufig durch schwarze oder bunte Bemalung des Bandwerkes mit Lackfarben noch gehoben.

Im Jahre 1537 wurde Grolier nach Paris zurückberufen, und hier gab er den Anstoß auch für die Entwicklung der französischen Buchbindekunst, die zugleich durch das Bibliophilentum der französischen Könige, wie Franz I., Heinrich II., so wirksam gefördert wurde, daß sie bis in unsere Zeit tonangebend geblieben ist. Zu einem guten Teile dankt sie diese Stellung natürlich auch dem feinen Geschmack der französischen Buchbinder, der sich alsbald in der Wandlung kundgibt, die der Grolierstil in Frankreich erfahren mußte. Das reichlich derte und groß verschlungene Bandwerk der in Italien für Grolier gefertigten Einbände weicht jetzt nämlich mehr und mehr einem leichteren, aus kleineren Bandrahmen zusammengesetzten Netz, dessen Maschen von anmutigen Mauresken überrannt werden. Ein so oder auf ähnliche Art gleichmäßig überspannener Deckel trifft den Flächencharakter des Bucheinbandornamentes weit vollkommener als etwa das Rollwerk der Italiener; auch die reihenweise mit Initialen, dem Lilienwappen, Flammen oder Sternen übersäten Einbände aus der Bibliothek des französischen Hofes sind in der Gesamtwirkung äußerst schön. Die Maureskenfüllung selbst macht unter den Händen des französischen Buchbinders ebenfalls noch mancherlei Wandlungen durch; die feinen Ranken werden spiralförmig, und Lorbeer- und Palmenzweige gesellen sich dazu; das ist der Fanfarestil, der seinen merkwürdigen, rein zufälligen Namen erst später erhalten hat, als sich ein französischer Bibliophile einmal ein Buch mit dem Titel „Les Fanfares . . .“ wieder in solch einen Einband älteren Stils binden ließ. Im 17. Jahrhundert zeigen sich, auch auf der Innenseite der Deckel, die man jetzt zu verzieren begann, zwischen dem Ranken- und Blütenwerk des Bandnetzes kleine goldene Punkte,

mit den sogenannten **pointillierten** Stempeln ins Leder gepreßt; so winzig dieses Motiv ist, das zuerst die französischen Meister **De Gascon** und **Florimond Badier** angewandt haben, so wurde es doch bald überall nachgeahmt. Ein Streben nach verfeinerten Schmuckformen lassen etwa um die Mitte des 17. Jahrhunderts auch die Einbände italienischer und deutscher Buchbinder erkennen: der **Fächerstil** bildet sich aus, der die Wandrahmen, die Ecken und freien Felder mit fächerförmigen Viertel-Halb- und Ganzkreisen füllt. Und in Frankreich setzt sich die Entwicklung, die mit dem Wandnähstil der Renaissance begann, bis ins 18. Jahrhundert hinein fort, denn nur eine Abart jenes Stils ist auch das zarte **Spitzenornament**, das jetzt ähnlich den leichten Spitzenmustern auf den Porzellanen dieser Zeit die französischen Buchdekel umzieht. Ein Meister dieses Stils ist **Derome le Jenne**, und von ihm stammen höchstwahrscheinlich auf der Leipziger Ausstellung die zwei schönen roten Lederbände, die mit ihren, aus kleinen Teilstempeln zusammengesetzten goldenen Spitzenmustern schon für sich wie zarte Gedichte wirken. Ein Blick auf verschiedene Einbände für den französischen Hof lehrt uns noch, daß Frankreichs Könige, wo sie von dem allgemeinen Stil der französischen Buchbinderkunst abwichen, die vornehmste Schönheit in äußerster Einfachheit sahen; eine schlichte, kräftige Goldrandborde, vier Lilien in den Ecken und in der Mitte das Wappen, das ist häufig der ganze Schmuck, aber dieses Wenige atmet höchste Würde.

Es fällt einem schwer, nach dem Anblick so geschmackvoller Erzeugnisse sich für die deutschen Einbände der Renaissance und der späteren Zeit sonderlich zu begeistern. Die blind gepreßten, fleischen Pergament- und Schweinslederhüllen, die so häufig wiederkehren, sind kaum ein Labfal für das Auge. Für den Reiz reiner, flächiger Schmuckformen hatten die deutschen Buchbinder noch wenig Gefühl und so preßten sie, ganz im Einbernehmen mit dem heute noch nicht einmal überwundenen deutschen Durchschnittsgeschmack, das Bild eines Fürsten oder auch eines Mannes wie Luther mit Plattenstempeln ins Schweinsleder. Erträglicher wirken diese Blindpressungen von Bildnissen auf braunem Kalbleder, und in Verbindung mit dem Kalbleder trat auch allmählich die Goldpressung häufiger auf, gegen die sich die konservativen deutschen Buchbinder lange gestäubt haben. Daß die pfälzbahe- rische n Fürsten auf reicheren Schmuck der Buchereinbände Wert legten, beweisen Kalblederbände, die für Otto Heinrichs Schloßbibliothek in Heidelberg und für seinen Nachfolger Friedrich III. gefertigt sind. Aber wiederum charakterisiert es den primitiveren Geschmack der Deutschen, daß man sich nicht wie in Frankreich mit der Goldpressung und ihren mannigfachen Variationen begnügte, sondern bald in Farbenbuntheit zu schwelgen begann. Das Wand- wesen wurde mit Lackfarben bemalt, der goldbepunzte Grund noch farbig getüpfelt, auch weißes und rotes Leder wohl aufgelegt, und wie in Einzelheiten so in der Gesamtanlage der Buchdekel das orientalische Verzierungsprinzip vielfach nachgeahmt. Den Höhepunkt dieser deutschen Renaissance-Buchbinderkunst stellen die prunkvollen Arbeiten des in Widau geborenen Buchbinders **Jakob Krause** für Kurfürst August von Sachsen (1559—1586) dar, und man muß gestehen, daß besonders jene Einbände, auf denen sich orientalisches Ornament mit dem Goldnähstil der Franzosen verbindet, in ihrer Art von großer Schönheit sind. Des deutschen Fächerstils ist schon gedacht worden. Im 17. und 18. Jahrhundert ging von Norddeutschland eine besondere Vorliebe für die dekorative Verwendung naturalistischer Blumen- motive aus. Blüten- und Blätterornamente lehren auch in der sehr selbständigen, durch großen Prachtaufwand gekennzeichneten englischen Buchbinderkunst vielfach wieder. Was das 19. Jahrhundert dann geleistet hat, wissen wir; es warf entweder alle guten Traditionen über den Haufen und „schmückte“ die Bucheinbände sogar wie Häuser und Möbel mit allen möglichen Motiven, die überall anders, nur gerade dorthin nicht paßten, oder es druckte mit der Maschine die uppigsten Grobier- und Gascon- Muster auf „Leder aus Pappe“ und fügte so zu der Prokerei den Betrug. Erst in unseren Tagen haben die Künstler und Buchbindermeister wieder begonnen, dem Bucheinband einen ehrlichen und seinem Charakter gemäßen Schmuck zu schaffen.

Dr. Karl Weichardt.

(Nachdruck verboten.)

Vom Erfrieren.

Das Sinken der Temperatur in verschiedenen Gegenden Europas und die aus allen Gebirgen gemeldeten Schneefälle lassen auf baldigen Wintereintritt schließen. Eine der größten Gefahren des Winters ist das Erfrieren. Der sogenannten Mittel gegen das Erfrieren sind es unzählige; viele davon befördern es eher, als daß sie es verhindern, z. B. der Alkohol.

Gute Ernährung, eine gewisse Abhärtung, ein energischer Charakter und ein gesundes Herz sind die besten Schutzmittel gegen das Unglück des Erfrierens. Einen großen Einfluß übt allerdings die Individualität aus. Werden gelle, rasche Ueber- gänge vom Warmen ins Kalte und vom Kalten ins Warme vermieden, so kann ein gesunder Mensch allerdings sehr hohe Kälte- grade ohne Schaden aushalten, namentlich wenn er geistig erregt, energisch, tätig, muskelkräftig ist und einen gesunden Herzmuskel, das heißt einen regelmäßigen, kräftigen Puls hat. Temperaturen, bei welchen Weingeist und Quecksilber gefrieren, erträgt

noch der gesunde Mensch. So ist es z. B. bekannt, daß Teilnehmer von Nordpolexpeditionen 50 Grad unter Null schadlos ertrugen.

Hingegen kommt es oft vor, daß schon bei ganz mäßiger Kälte, wenn der Thermometer nur einige Grade unter dem Gefrierpunkt steht, bedeutende Uebel, sogar mit tödlichem Ausgange zustande kommen, wenn die Menschen blutarm, schlecht ernährt, oder geistig niedergedrückt sind. Greise, Kinder, bleichsüchtige Mädchen, Säugler, namentlich Branntweintrinker, Leute, welche einen schlechten Herzmuskel haben, bekommen leicht Frostbeulen und erfrieren sogar sehr schnell, wenn sie bei starker Kälte müde und schläfrig werden. Es tritt alsbald ein Zustand von Betäubung ein, und sobald sie sich dann niedersehen, um auszuruhen, schlafen sie in scheinbarem Zustande, atmen noch ein ganz klein wenig, und auch ihr Herz macht noch leise Anstrengungen, etwas Blut hin und her zu treiben.

Gerade diese Herzbewegung ist es, welche den Scheintod so lange erhält. Sie übt auf die Lungen einen leisen Druck aus und bewirkt auf die Lungen eine Art künstlicher Atmung, welche aber so gering ist, daß Laien und selbst Aerzte Erfrorene oftmals für tot halten. Widdeldorfs **Akidopetrastil** ist die sicherste Methode, den Scheintod zu erkennen, sicherer als der Fußhohlenschnitt und das Brennen mit Siegellack und alles andere. Man schiebt eine lange Nadel zwischen fünfter und sechster Rippe in das Herzfleisch, was bis zu einer gewissen Tiefe ganz ungefährlich geschehen kann. Die Nadel ist so lang, daß ungefähr die Hälfte derselben außerhalb der Brust sichtbar ist. Sind noch die geringsten Herzbewegungen vorhanden, so bemerkt man dies an einem leisen Zittern der Nadel.

Wird die Erwärmung der Erfrorenen zu rasch bewerkstelligt, so tritt eine so heftige Reaktion ein, daß die Behandelten daran sicher zugrunde gehen. Gefrorenes und wieder aufgetautes Blut ist zwar noch rot, aber lackfarben. Der Blutfarbstoff hat sich von den Blutjellen getrennt. Solches aufgetaute Blut erzeugt im normalen Blute Gerinnungen, und man kann sogar ein gesundes Tier töten, wenn man aufgetautes Blut in seine Gefäße spritzt. Anders aber gestaltet sich der Vorgang bei Erfrorenen, welche sehr langsam erwärmt und belebt werden. Wird nämlich eine ganz kleine Menge des erfrorenen Blutes wieder aufgelöst, und dem Organismus zugeschwemmt, so wird derselbe diese kleine Menge Gift überwinden. Aus diesem Grunde darf auch, wenn man bei Erfrorenen Wiederbelebungsvoruche anstellt, die Erwärmung und Flüssigmachung der Säfte nur langsam vor sich gehen. Am besten legt man Erfrorene in Schnee und reibt sie mit Schnee, nimmt sogar öfters wieder frischen Schnee, und ersetzt dann diesen durch recht kaltes Wasser. Endlich gibt man in einem ungeheizten Zimmer ein kaltes Bad, reibt Brust und Herzgrube recht mit frischem Wasser, dann erst kann man den Erfrorenen in ein kaltes Bett legen, mit kalten Decken einhüllen und ihm ein kaltes Wasser- klystier geben.

Einige blasen mit einem Blasebalg frische Luft in ein Nasenloch, während sie das andere Nasenloch und den Mund gut zuhalten. Allein hierbei kommt die Luft weit mehr in den Magen als in die Lungen. Will man eine künstliche Atmung einleiten, so ist es viel besser, abwechselnd des Kranken Arme an seine Brust hin zu drücken und dann wieder über seinen Rumpf hinaufzuheben, oder noch einfacher mit unseren beiden Händen langsam (alle zwei bis drei Sekunden) Brust und Bauch des Erfrorenen zusammenzudrücken.

In den gewöhnlichen Verhältnissen unseres Lebens werden jedoch derartige Unglücksfälle nur selten zur Beobachtung kommen, desto zahlreicher sind aber die Klagen über erfrorene Finger und Zehen, Ohren und Nasen, oder über qualende Frostbeulen. Werden solch kleine Körperteile der Kälte preisgegeben, so ziehen sich die Adern zusammen und treiben das Blut gegen das Zentrum. Die Rückflähen der Finger und Zehen erfrieren zuerst, werden bald gefühllos, die Glieder selbst steif und bewegungslos. Nach einiger Dauer gefriert das Blut in den Adern zu Eis; alle Gewebssafte werden spröde und brechen sehr leicht. Erfrorene Glieder sind aber nicht tot, langsam erwärmt, genesen sie wieder vollkommen.

Der erste Grad dieser Entzündung macht die Glieder blauröt, violett, geschwollen und glänzend gespannt.

Erfrorene Glieder sind anfangs kalt und schwer beweglich, machen stechende Schmerzen, gerade wie ein eingeschlafenes Glied, namentlich abends bei nächtlichem Wetter. Im Frühjahr und Sommer verschwindet oft das ganze Uebel, manchmal tritt es aber auch mitten im Sommer wieder auf. Im ersten Winter sind die Schmerzen heftiger als in den folgenden.

Ein zweiter und höherer Grad der örtlichen Erfrierung ent- steht, wenn höhere Kältegrade eingewirkt haben oder die Erwärmung noch ungeschickt rascher war.

Alle Symptome sind dann heftiger. Die Oberhaut der Finger berstet, und es entstehen schmerzhafteste Risse, Blasen, Geschwüre.

Als dritter Grad bezeichnet man jene Erfrierungen, wo das erfrorene Glied entweder sofort brandig wird, oder wenn es sich vorher heftig entzündet hat, in Brand übergeht. Jedoch geht der Brand selten tief, sondern er beschränkt sich meist nur auf die Oberhaut, welche grau, schwarz und trocken wird. Unter diesem oberflächlichen Brand findet man gewöhnlich ein gutartiges heil- bares Geschwür.

Hat man tatsächlich das Unglück gehabt, sich ein Glied zu erfrieren, so daß es blaß, steif, kalt, gefühl- und bewegungslos

wird, so vergesse man ja den Hauptgrundsatz nicht und erwärme den erfrorenen Teil nicht zu rasch; man reibe das erfrorene Glied in einem ungeheizten Zimmer mit Schnee und Eis, bis einige Empfindung zurückkehrt, dann reibe man dasselbe mit kaltem Wasser und wickle es zuletzt in feine Leinwandlappchen, welche mit einer Mischung von fünf Teilen Goulardischem Wasser und einem Teil Kamphergeist befeuchtet sind und mit Gutterperchapapier oder Wachstafel umwickelt und eingebunden werden.

Will man die Sache recht gründlich machen, so lege man sich abends ins Bett, hülle die erfrorenen Glieder in Flanell und trinke etwas Schweißtreibendes, ein paar Tassen warmen Glieder-, Minztee oder Punsch.

Wird eine Hand oder ein Fuß, der erfroren und pelzig war und bald nachher bis zur Nüchtheit der Empfindung mit Schnee tüchtig gerieben wurde, abends im Bette in Schweiß gebracht, so ist die Erfrierung meist gründlich kuriert und kaum ein Rückfall zu befürchten.

Von der großen Anzahl empfohlener Mittel hat doch jedes seine Eigentümlichkeit; der einen Natur wird dieses, der anderen jenes mehr nützen, weshalb es recht klug ist, die Wahl jenem Arzte zu überlassen, der die Natur des Beschädigten kennt; denn alle Mittel, die kräftig und nützlich wirken, können bei unlassendem Gebrauche auch recht schaden. Leider treten aber gerade derartige Unglücksfälle oft in Situationen und an Orten auf, wo Aerzte nicht zu Gebote stehen, und deshalb ist es recht gut, wenn von diesen Verhältnissen auch Laien etwas wissen. Dr. N.—r.

Kleines Feuilleton.

Waisenkind! Der kleinen Martha Webers Eltern starben beide kurz nacheinander, als die Kleine 4 Jahre alt war und den Verlust noch gar nicht recht begreifen konnte. So wenigstens meinten die Leute, und die Weiber wischten sich eine Träne aus dem Auge, die sie über das Schicksal des armen Kindes geweint, ohne nur einen einzigen Blick in die großen, grauen Kinderaugen zu tun. Hätten sie es getan, dann hätten sie wohl aufschreien können vor Mitleid über das, was da die Seele redete, die kurzen, klaren Worte: „Ich verstehe alles“.

Ja, die kleine Martha verstand, was sie verloren, verstand, was man ihr geben würde und ruhig, ohne Tränen ging sie den Weg mit, den man sie führte.

So zog sie ein in das große, schöne Gebäude da draußen, welches Waisen- und Erziehungshaus zusammen darstellte, so sah sie alle die bunten Blumen an, welche in dem Garten blühten, und so hörte sie das Gezwickel der Vögel in den Zweigen der alten Linde, welche die Fenster des Schlafsaales beschattete.

So ruhig und traurig vertauschte sie ihr Kleiden mit der Anstaltstracht, dem grauen, unförmigen Mittel, über welchem im Hause eine schwarze, beim Ausgange eine weiße Schürze von ebenso häßlichem Schnitt und das weiße, altmodische Wusentuch gebunden wurde, so setzte sie am Sonntag, wenn sie mit hinaus marschieren mußte, um zu spielen, den graubraunen Schuttenhut mit den Vindebandern auf, und so spielte sie, wenn sie durch die Aufseherin dazu gezwungen wurde. Sie lachte nicht und sie weinte nicht.

Nur abends, wenn alle schon schliefen, lag sie noch lange in ihrem Bette wach und die großen Augen starrten in die Dunkelheit, ohne daß eine Träne das Brennen darin gelindert hätte.

Ohne Murren, aber auch ohne Empfindung nahm sie Ermahnungen und Schelten entgegen, und schließlich kam man zu der Ansicht, daß man es hier mit einem besonders verdorren Stinde zu tun hätte.

Am ersten Tage, nachdem man zu dieser Erkenntnis gekommen, erhielt die kleine Martha die ersten Schläge, nicht viel, nicht schwer, nur so viel, daß es jedes andere Kind nach zehn Minuten vergessen gehabt hätte, wenn es zuerst geweint.

Die kleine Martha weinte nicht, sie ging an diesem Abend schlafen wie stets, aber als sie am nächsten Morgen nicht aufstand, und man nachsehen wollte, ob sie krank sei, da war der kleine Körper schon fast erkalte. Die ungeweinten Tränen hatten ihr das Herz gebrochen. — — — Clara Bohm-Schuch.

Notizen.

— **Musik, Theater, Vorträge:** Puppenspiele. Am 7. Dezember d. J. wird im oberen Saale der Sezession, Kurfürstendamm 208/209, ein Puppenheater eröffnet werden. An diesem Tage gelangen fünf Einakter von Paul Scheerhart zur Erstaufführung. — **Architekt oder Gärtner.** Der Verein zur Beförderung des Gartenbaues veranstaltet am Donnerstag, den 28. in der Landwirthschaftlichen Hochschule, Invalidenstr. 42, seine Novemberversammlung. Die Frage, ob der Garten als eine erweiterte Wohnung zu betrachten und seine Gestaltung daher Sache des Architekten sei, oder ob der Gartenkünstler dieses Gebiet als seine eigene Domäne betrachten müsse, ist heiß umstritten. Daher wird der Generalsekretär des Vereins, Siegfried Braun, über

das Thema sprechen: „Gärtner und Architekt im Lichte der Ausstellungen von Dresden und Mannheim.“ Gäste willkommen. — **Sprachkurse** auf dem Podium scheint Fr. Rosa Poppe, die das für sie ungestrichelt gewordene Schauspielhaus zugunsten Englands bekanntlich verläßt, veranstalten zu wollen. Wenigstens ist für Dienstagabend angekündigt, daß sie in der Hochschule für Musik den Gretchenmonolog — englisch rezitiert.

— **Ein bleibendes Verdienst Bonn's** ist die Einführung der Theaterspeeres. In der Tat wie viel Nutzen wäre damit zu stiften, wenn die Autoren, Schauspieler und Aktionäre in den Zwischenakten oder auch sonst über all das ihr Publikum aufklären könnten, was sie auf dem Herzen haben, aber in den Stücken nicht gut unterbringen konnten. Wie heredit hätte Sudermann über seine Kritiker, wie sachverständig Lautenburg über die Cochonnerien und wie tief Reinhardt über die Bedeutung der Pilatungen für das Verständnis Shakespeares reden können. Wie viele Dramen wären der Welt erhalten worden, wenn man sie von der Bühne herab kommentiert hätte. Schade, daß nur Bonn von dieser Methode Gebrauch zu machen weiß. Es war vorauszu sehen, daß er bei der Abschiedsvorstellung in seinem Berliner Theater reden würde. Und Bonn sprach. Ueber Bonn's „Andalofia“, das immer noch nicht genügend geschätzte Drama des Bonniichen Schönheitskultus — das an diesem Abend nicht wieder durchfiel wie bei der Eröffnung der Bonniichen Epoche —, über Germaniens Ideale, über Frau Bonn und noch manches. Auch dessen rühmte sich der Meister, daß er die Laune des Publikums nach Detektivskizzen für seine Zwecke (aus dem Idealen ins Deutsche überfest Klasse) meistern konnte. Als guter Kenner der oberbayerischen Volkskunde ließ Bonn in dem improvisierten Theater, das er allein spielte, den Teufel . . . die Lichtgestalten aufmarschieren. Ersterer erschien in Gestalt eines Kritikus und letztere repräsentiert durch unieren „großen, genialen Kaiser“. Hierauf kommandierte er — Bonn — verschiedene Hurras, und alles Bonniiche Volk freute sich sehr, teils dieserhalb, teils jenetwegen. Und da Bonn ein guter Bayer ist, wird er hoffentlich auch für echtes Freibier geforgt haben. Denn ohne dieses ist's auf die Dauer nichts mit dem besten deutschen Idealismus.

— **Bühnenchronik.** In Mannheim erwies sich das Märchenstück „Fischebuche“ von Richard Dehmel mit der komplizierten und von Vorbildern abhängigen Musik von Zilcher als verfehlt.

— **Reichsklassenscheinkunst.** Da uns kein Rezensionsexemplar der neuen Zehnmark-Reichsklassenscheine zugegangen ist, möchten wir vor der Hand wenigstens die Kritik, die ein so reichstrenes Blatt, wie die verscherte „Münchener Allg. Ztg.“ daran übt, unieren Lesern nicht vorenthalten. Man liest dort: Die ästhetischen Kunstanschauungen der Moderne verbieten es unsern Dichtern und Malern ganz und gar, politische Motive zu verwenden. Es ist dies der einzige Punkt, da Polizei und Moderne ein Herz und eine Seele sind; und es muß schon etwas ganz Entsetzliches in der Politik los sein, wenn es in der Kunst keinen Ausdruck findet. Etwas so Entsetzliches scheint die Finanznot des Reiches zu sein. Denn sie hat bereits ein stünftwerf geschaffen: den neuen Zehnmark-Reichsklassenschein. Ach, es ist kein stolzes und glückstrahlendes Kunstwerk. Graugrünlich ist seine trübe und höchst bezeichnende Farbe, und es ist, als habe der Künstler, der es schuf, all seinen Schmerz hinein verfernt. Es ist freilich kein Vergnügen, heutzutage für das Reich zu arbeiten, wenn man keinen Vorbehalt hat und an die fragwürdige Schuldenentilgung denkt. So kann's nicht wundernehmen, daß die Damen, die dieses Titelblatt moderner Finanzgeschichte allegorisch schmücken, einen höchst betrieblenden Eindruck machen. Sie sind von erstickender Magerkeit und schauen bleich und sorgenvoll in die Zukunft. Allegorien sollen ja wohl immer etwas ausdrücken — und wenn ich den Sinn des Künstlers recht verstehe, so bedeuten die drei traurigen Geschöpfe: Schuldenentilgung, Kartularbeiträge und Steuergrube. Schrecklich — gäh nicht ein Engel Trost —, denn auf dem grünen Papier ist ein kreisrunder weißer Fleck. Zuerst denkt man, die Farbe habe nicht ausgereicht. Hält man den Schein aber gegen das Licht, so wird ein Wasserlopf — nein, ein Wasserzeichen sichtbar, das einen wundervollen Merkurlopf darstellt.

— **Die Pariser öffentlichen Schreiber.** Länger als anderswo haben sich im weltstädtischen Treiben von Paris Einrichtungen des mittelalterlichen Stadtlebens erhalten. So ist erst in der jüngsten Zeit der letzte der öffentlichen Schreiber, die mit obrigkeitlicher Bewilligung in ihrer Bude eine Kundhaft von schreibuntkundigen oder ihrer Schreibkunst mißtrauenden Leuten bedienten, aus dem Straßenbild verschwunden. Die letzte Schreibbude befand sich bei der Abbaye-au-Bois am Boulevard Raspail. Sie war im Jahre 1882 errichtet worden und hielt seither allen Umwälzungen der neuen Zeit stand. Ihr Inbasse war seit einigen Jahren eine Frau, die von der Präfektur nach dem Tode ihres Mannes die Erlaubnis erhalten hatte, sein Gewerbe auf öffentlichem Plage weiter auszuüben. Zu ihren Kunden gehörten allerhand kleine Leute, die schon aufgesetzter Neujahrsgratulationen, Heiratsanträge u. dergl. bedurften, daneben ging etwas Winkeladulatur einher, das Aufpuhen urwüchsiger Streitihändel mit altertümlichen Schmörkelformen. Die Frau versichert, daß die vielgerühmten Fortschritte der Volksbildung ihrem Geschäft keinen Eintrag getan hätten. Der aufstieghende Geschäftsbau eines Warenhauses, nicht der bessere Saybau der Zeitgenossen ist es, der sie verdrängt.